Zeitschrift: Zentralblatt des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins = Organe centrale de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Herausgeber: Schweizerischer Gemeinnütziger Frauenverein

Band: 47 (1959)

Heft: 8

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZENTRALBLATT

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Organe central de la Société d'utilité publique des femmes suisses

Motto: Gib dem Dürftigen ein Almosen, du hilfst ihm halb — Zeige ihm, wie er sich selbst helfen kann, und du hilfst ihm ganz

Bern, 20. August 1959 Nachdruck unter Quellenangabe gestattet 47. Jahrgang, Nr. 8

Redaktion: Frau M. Humbert, Gunten, Telefon (033) 7 34 09 (Manuskripte an diese Adresse)
Frau Dr. H. Krneta-Hagenbach, Thunstraße 91, Bern, Telefon (031) 4 96 12
Abonnemente und Inserate: Buchdruckerei Büchler & Co., Bern, Marienstraße 8, Postscheck III 286
Jahresabonnement: Mitglieder Fr. 3.50; Nichtmitglieder Fr. 4.50 Erscheint monatlich
Postschecknummer des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins: Va 174 Solothurn
Für Gönnerbeiträge der Adoptivkinder-Versorgung bitte Zweckbestimmung beifügen!

Über die Heiterkeit des Menschen

Vortrag von Dr. Erich Studer, Thun, gehalten an der Jahresversammlung 1959

Der französische Schriftsteller Joseph Kessel hat letztes Jahr einen Roman veröffentlicht, in dem er die Geschichte eines kleinen weißen Mädchens in Afrika berichtet. Dieses Mädchen namens Patricia wächst auf in einer großen, ungewohnten, ja unheimlichen Nähe zur Natur. Es darf sogar einen jungen Löwen aufziehen. Der Löwe selbst wird gefährlich und muß wieder in den Park ausgesetzt werden, aus dem er stammt. Aber die Freundschaft des Mädchens zu diesem Tier bleibt erhalten. Das Mädchen besucht seinen Löwen im Park draußen, ja noch mehr: es versucht, erwachsene Leute zu diesem wilden Tier zu bringen. Ich möchte zu Beginn meiner Ausführungen eine einzige Stelle aus diesem Buch lesen. Es ist jene Stelle, wo zum ersten Mal ein Mann bei diesem Löwen draußen im Busch steht. «Wie bezaubert und meiner Handlungen nur halb bewußt beugte ich mich über die königliche Schnauze. Und, wie es Patricia getan hatte, streichelte ich mit den Fingerspitzen das dunkelbraune Dreieck zwischen den beiden großen Goldaugen. Ein leichter Schauder lief durch die Mähne des Löwen. Seine schweren Lefzen zitterten, zogen sich etwas nach oben, die Schnauze öffnete sich ein wenig, und die schrecklichen Zähne glänzten freundlich. «Sehen Sie, sehen Sie», rief Patricia, «er lächelt Ihnen zu!»

Ich möchte an diesem Text zwei Vorfragen ganz kurz streifen: Wie kommt das Mädchen dazu, zu sagen: «der Löwe lächelt?» Wäre es so, daß es das Lächeln bei den Löwen gelernt hat? Sie wissen so gut wie ich, daß das nicht sein kann; sondern daß es das Lächeln zum ersten Mal auf dem Antlitz seiner Mutter gesehen hat und dann wahrscheinlich auch auf dem Antlitz seines Vaters. Und wenn es also sagt: «der Löwe lächelt», dann überträgt es etwas vom Menschen her auf das Tier. Die Stelle zeigt uns damit, daß wir ja immer nur aus eigener Erfahrung, aus eigenen Begriffen heraus denken, reden und schildern können. Ich möchte noch einen Schritt weiter-

gehen: die Stelle zeigt uns indirekt, daß Lächeln doch höchst wahrscheinlich etwas ist, was nur dem Menschen zukommt.

Zweitens greife ich heraus jenen Satz über die Zähne, von denen es heißt: «Die schrecklichen Zähne glänzten freundlich.» Sollte es so sein, daß der Verfasser nicht recht Sorge getragen hat zur Abstimmung seiner Adjektive und Adverbien? Kaum. Er wollte wirklich von diesen Zähnen beides aussagen: daß sie schrecklich sind, wenn der Mann daran denkt, wozu das Tier sie brauchen könnte; und daß sie freundlich sind, wenn der Mann hinblickt mit den Augen des Kindes, das das Tier liebt und jenes andere nicht denkt. Diese Löwenzähne zeigen uns also in dieser doppelten Beschreibung die Vieldeutigkeit der Gegenstände. Ich möchte von da aus weiter schließen und sagen: auch das Lächeln ist vieldeutig. Und hier möchte ich einsetzen mit meinem Referat. Ich möchte also zuerst eine Art Übersicht vorlegen über

die Weisen des Lachens.

Nachdem wir das getan haben in einem ersten Abschnitt, wollen wir uns dann von dort aus weiterleiten lassen.

Ich beginne mit einem Beispiel: Ein Lehrer vor einer Seminaristinnenklasse wandert im Zimmer auf und ab; er ist von einem faszinierenden Stoff beschäftigt, er begeistert sich selbst darüber, er geht hin und her, der Stuhl hinter dem Pult ist ihm im Weg, er stellt ihn auf die Seite, er kommt zum Schluß seiner Ausführungen, schreitet wieder zum Lehrerpult, stützt sich dort auf, und, nachdem er mit einer schönen rhetorischen Pointe abgeschlossen hat, will er sich auf den nicht mehr vorhandenen Stuhl setzen – und verschwindet unter dem dazu gehörigen Gepolter hinter dem Pult. Betroffene, verhaltene Stille im Klassenzimmer, bis es plötzlich hinter dem Pult hervortönt: «Lachet doch, dihr Hüehner!» – was dann geschehen ist. Warum haben diese Schülerinnen gelacht? Waren sie schadenfroh? Ich glaube es nicht. Sie fanden es einfach komisch. Aber was heißt das? Die Antwort auf diese Frage ist sehr schwer. Der französische Philosoph Bergson hat einmal versucht, das Lachen zu erläutern. Er hat ausgeführt, daß Lachen eine ganz eminent soziale Funktion hat: es bedeute Abwehr unsozialen Verhaltens. Unsoziales Verhalten aber heißt, daß man sich an die Wirklichkeit des Lebens nicht richtig angepaßt hat. Wenn die Schülerinnen nach Bergson also dort gelacht haben, dann haben sie den Lehrer aufmerksam gemacht, daß es nicht angeht, sich derart begeistern zu lassen, daß man nicht mehr weiß, wo die Stühle stehen. Es ist also eine Warnung damit ausgesprochen. Sie hören, daß das eine sehr einseitige Theorie von Lachen ist, aber eine weitreichende Berechtigung ist ihr nicht abzusprechen. Wir hätten also als erstes Stück: *das Lachen als Warnung.*

Sie kennen alle auch andere Arten von Lachen. Sie wissen alle, daß es auch ein *Lachen der Verlegenheit* gibt. Wir können es beispielsweise in einem Kino hören, wenn just an der Stelle, wo es wirklich tragisch wird, wo wirklich das Gemüt ergriffen würde, gelacht wird; gelacht deutlich deshalb, um die drohende Ergriffenheit abzuwehren. Man könnte also sagen: das ist noch einmal eine Art Warnung, nämlich eine Warnung an sich selbst. Aber es ist doch nicht die gleiche Art wie die erste; denn in dieser Linie geht es dann weiter bis zum Lachen der Verzweiflung.

Ich erwähne noch eine andere Art von Lachen. Statt daß ich sie beschreibe, lese ich lieber, ohne Kommentar drum herum, eine Stelle aus einer der immer erfrischenden und lesenswerten Novellen von Rodolphe Toepffer. «Das junge Mädchen war in der Tat sehr hübsch, und die Gefahr, die sie eben durchgemacht hatte, erhöhte in meinen Augen noch die liebliche Anmut ihres Antlitzes. Nur konnte ich an ihr gar nicht die schamhafte Verlegenheit einer Braut bemerken, die sich von zwei fremden Herren beobachtet fühlt, und noch weniger den Ausdruck rührender Melancholie, den man bei einem zarten und gebrechlichen Geschöpf zu finden erwartet. Was mich aber vollständig aus der Fassung brachte, war, daß ich auf ihrem Antlitz anstatt Niedergeschlagenheit und Traurigkeit den durch unsere Anwesenheit nur unvollkommen zurückgehaltenen Wunsch entdeckte, in ein tolles Lachen auszubrechen. Dieser Wunsch teilte sich zuerst dem Bräutigam, dann auch dem Vater mit; dieser konnte schließlich nicht mehr an sich halten und wandte sich zu uns: «Entschuldigen Sie, meine Herren, dieses Lachen muß Ihnen sehr wenig am Platz erscheinen, aber es packt uns unwiderstehlich. Nochmals, entschuldigen Sie uns!» Und nun brachen alle Drei, von jedem Zwang befreit, in ein helles Lachen aus, während wir sie ernsthaft und erstaunt ansahen.»

Sie können dem Text entnehmen, daß da etwas besonderes vorausgegangen ist, eine unangenehme Lage für dieses junge Mädchen, ihren Bräutigam und den Vater, aber diese unangenehme Lage ist vorbei, die Gefahr ist durchschritten, und man kann jetzt darüber lachen. Es ist also ein *Lachen der Befreiung.*

Ich möchte hier zusammenfassen. Was können wir Gemeinsames feststellen an diesen Arten des Lachens? Wir können feststellen, daß sie alle ich-bezogen sind; daß ich es bin, der befreit worden ist aus einer unangenehmen Lage; daß ich es bin, dem es gelungen ist, sich nicht im Gemüte ergreifen zu lassen; daß ich es bin, der glücklicherweise zusehen kann, wie ein anderer hinter dem Tisch verschwindet. Es ist also etwas Egoistisches darin, ja vielleicht auch etwas Herrisches; vielleicht sogar etwas Boshaftes. Ich will ein anderes Wort wählen: es ist da überall dabei etwas Bitteres; und man versteht von dort aus, wie merkwürdig Bergson sein berühmtes Buch über das Lachen abgeschlossen hat. Ich lese diese kurzen Schlußsätze: «So kämpfen auf der Oberfläche des Meeres unablässig miteinander die Wogen, während die unteren Schichten einen tiefen Frieden bewahren. Die Wogen prallen aufeinander, durchkreuzen sich, suchen ihr Gleichgewicht. Ein weißer Schaum, leicht und heiter, folgt ihren wechselnden Linien. Zuweilen läßt die weichende Flut ein wenig von diesem Schaum auf dem Sand des Strandes zurück. Das Kind, das in der Nähe spielt, kommt und nimmt davon und staunt gleich hernach, in seiner hohlen Hand nur einige Tropfen Wassers zu halten, aber ein viel salzigeres Wasser, viel bitterer noch als das der Woge, die es brachte. So wird das Lachen geboren, so wie dieser Schaum.»

Denken wir uns nun einen besonderen Fall, der uns zum Frohsein veranlaßt. Denken wir uns, daß wir gesehen haben, wie ein Kind einer drohenden Gefahr glücklich entgangen ist. Werden wir da lachen? Ich glaube nicht. Wir werden erfüllt sein von Freude, aber lachen werden wir kaum im gewöhnlichen Sinne. Und damit stoßen wir auf die Fortsetzung, die sich aufdrängt. Ich habe nun in einem ersten Teil mich über Lachen geäußert; ich möchte übergehen auf etwas Tieferes, nämlich auf das, was

mit dem Wort «Freude» bezeichnet ist. Und ich will wieder gleich vorgehen: ich will Überschau halten,

was für Arten von Freude es geben kann.

Man kann *Freude* haben *an sich selbst*, und junge Menschen tun das weitgehend. Sie spielen mit Freude und üben im Spiel ihre Kräfte. Sie machen aber im Spiel noch etwas anderes: sie benützen ihre Umwelt, das, was man ihnen als Spielzeug zur Verfügung gestellt hat, oder, was noch besser ist, das, was sie als Spielzeug sich aus ihrer Umwelt herholen. Und sie sind damit offen für diese Umwelt. Kurt Ihlenfeld hat in seinem letzten Roman: «Kommt wieder, Menschenkinder», an einer Stelle diese Freude des Kindes an sich selbst und auch an seiner Umweit dargestellt. Er schildert dort eine Schulklasse, die den Auftrag hat, einen Fisch zu zeichnen; nachdem das Thema «Fisch» in aller Breite und Schönheit entwickelt worden ist, dürfen sie nun zu zeichnen beginnen. Ihlenfeld schreibt: «Der Augenblick ist gekommen, den nur der Lehrer kennt, niemand sonst: Der Augenblick, in dem Kinder auf ein Stück Welt zukommen; oder besser, in dem ein Stück Welt auf sie zukommt und von ihnen bewältigt werden will. Es ist nur ein Augenblick, und es spielt sich auch vornehmlich in den Augen ab: Die sind dann wie Türen, die sich auftun. Und es kommt in die Gesichter jene jähe Offenheit, die sie ganz hell macht und manchmal fast strahlend.»

Es gibt neben dieser Freude an sich selbst auch die *Freude an der Natur,* an der Umwelt, wie sie ja auch schon in diesem Ihlenfeld-Text zu hören war. Ich kann mich daran freuen, auf dem Tisch vor mir einen Stein zu haben, den ich mitgebracht habe von einer Wanderung, sei es um seiner Farbe willen, wie lange es her ist, seit jene Wesen gelebt haben, die in ihm abgedrückt sind. Ich kann mich freuen an einer Pflanze, die vor mir steht und aus einem ganz kleinen Bereich von Erde heraus immer wieder Blätter und Blüten treibt. Ich kann mich freuen an einer Katze, die mit ihrer Geschmeidigkeit um mich herum geht. Ich kann mich, vielleicht noch mehr, freuen an der merkwürdig hilflosen Verstehensbereitschaft eines Hundes, der um mich herum ist.

Das sind Einzeldinge. Ich kann mich auch freuen an einem größeren Ganzen. Ich kann mich freuen an einer Landschaft. Denken Sie an den weltberühmten Anfang unseres «Jürg Jenatsch», wo es heißt: «Die Mittagsonne stand über der kahlen, von Felshäuptern umragten Höhe des Julierpasses im Lande Bünden. Die Steinwände brannten und schimmerten unter den stechenden, senkrechten Strahlen. Zuweilen, wenn eine geballte Wetterwolke emporquoll und vorüberzog, schienen die Bergmauern näher heranzutreten und, die Landschaft verengend, schroff und unheimlich zusammenzurücken.» Man hört in diesem Text nicht nur die Kraft und die Größe, nicht nur das Geheimnis dieser Landschaft, sondern man hört auch die Freude des Verfassers, eine solche Landschaft so in Worte zu fassen.

Ich will weitergehen und zu einer dritten Art von Freude kommen: zu der *Freude am andern Menschen.* Sie alle wissen, wieviel Substanz an Freude, wieviel Substanz an Vertrauen in einem Kindergesicht ausgedrückt sein kann, wenn dieses Kind seinen Eltern entgegengeht. Sie wissen alle auch, wie sehr Erwachsene an der gegenseitigen Begegnung sich freuen können. Es gibt unter den Erwachsenen eine ganz besondere Art der möglichen Begegnungen, und ich ziehe es vor, sie nicht selbst zu beschreiben, sondern ich lese noch einmal eine kurze Meyer-Stelle aus dem «Schuß von der Kanzel»: «Die Wertmüllerin war näher getreten, während sich Pfannenstiel linkisch von

seinem Stuhl erhob. Sie bekämpfte ein Erröten, das aber sieghaft bis in die feine Stirn und bis unter die Wurzeln ihres vollen braunen Haares aufflammte. Der Kandidat schlug erst die Augen nieder, als hätte er mit ihnen ein Bündnis geschlossen, keine Jungfrau anzuschauen, erhob sie dann aber mit einem so innigen und strahlenden Ausdruck des Glückes und der Liebe, und seine guten Blicke fanden in zwei braunen Augen einen so warmen Empfang, daß selbst der alte Spötter seine Freude hatte an der ungeschminkten Neigung zweier unschuldiger Menschenkinder.»

Ich will auch hier wieder zusammenfassen und ein Gemeinsames festzuhalten versuchen. Gemeinsam an allen diesen Arten von Freude scheint mir die Fremdbezogenheit. Ich freue mich am andern und für das andere. Ich freue mich an dem, was um mich herum ist und pflege es aus dieser Freude heraus. Ich freue mich an meinen Kräften; aber an Kräften, die bestimmt sind, eingesetzt zu werden für andere und für anderes. Es ist also in dieser Freude etwas Altruistisches da, etwas Dienendes, etwas Hilfreiches; ich will sagen: etwas Helles.

Und nun müssen wir, glaube ich, vorsichtig werden. Es ist in den Beispielen zur Freude, die ich soeben angeführt habe, auch noch etwas anderes da. Denken wir an diesen Meyer-Text über die Landschaft, den ich vorhin gelesen habe. Es steht dort, daß diese Landschaft «kahl» ist; es heißt dort, daß Wetterwolken emporziehen, es heißt dort auch, daß die Bergmauern schroff und unheimlich zusammenrücken. Es ist also da etwas Dunkles gesehen. Und genau so geht es ja uns selbst auch: Wenn wir nachts über einen unserer Schweizer Seen fahren und dann längs seinen Ufern die Lichter brennen sehen, so ist das ein erfreulicher, ein erhebender Eindruck; man weiß, angesichts der Dunkelheit der Nacht und angesichts des dunklen Wassers: da wohnen Menschen. Aber man weiß ja gleichzeitig auch, daß es nicht sicher ist, ob diese Lichter von frohen Menschen angezündet worden sind. Diese Lichter könnten ja ebenso gut Streit und Elend beleuchten wie Glück und Frieden. Ich werde mich zwar immer noch freuen am Betrachten dieser Lichter, aber die Freude ist eine andere geworden. Es ist eine Freude, die auch das Dunkle sieht und die darum gerade das Helle noch besser sieht. Eine tiefere Freude ist es als die gewöhnliche Freude; nämlich letzten Endes die Freude darüber, daß soviel Helles da sein darf vor soviel Dunklem. Darum habe ich ein anderes Wort nötig. Ich möchte diese *doppelsichtige Freude* mit einem besonderen Ausdruck bezeichnen: Ich will sie «Heiterkeit» nennen; und bin damit nun im Mittelpunkt dessen angelangt, was ich heute sagen möchte.

Das Wort «heiter»,

über das wir uns jetzt unterhalten wollen, ist ursprünglich immer im Zusammenhang mit dem Wort «Himmel» gebraucht worden. Heiterer Himmel ist ein Himmel ohne Wolken; und man könnte von hier aus einwenden: Dann ist es gerade nicht günstig, um dieses Doppelte auszudrücken, von dem ich soeben gesprochen habe. Ich teile diese Meinung nicht. Ich finde das Wort ausgezeichnet, um diese Doppelheit auszudrücken; denn wenn jemand von heiterem Himmel spricht und dabei denkt: es sind keine Wolken da, so zeigt er schon damit, daß er um die Existenz von Wolken weiß. Er weiß, daß diese Wolken vielleicht nur unter dem Horizont liegen,daß sie in einer, Stunde da sein können. Er weiß also um das Dunkle und schätzt darob die Helligkeit die noch vorhanden ist.

Aber wir wollen die ursprüngliche Bedeutung nun verlassen. Ich möchte mein Wort «Heiterkeit» aufgefaßt wissen als eine ganz bewußte Haltung des Menschen. Eine Haltung, die Helles und Dunkles sieht, aber das Helle immer eine Nuance stärker; eine Haltung, die hilft und abwehrt, aber immer etwas mehr hilft; eine Haltung, die zugreift und wartet, aber immer etwas mehr zugreift. Wir wollen diese Haltung des doppelten Sehens noch in einigen Richtungen uns vergegenwärtigen. Ich kann in diesem doppelten Sinne auf mich selbst blicken. Ich werde dann die Beschränktheit der Kräfte erkennen und gleichzeitig die Größe des Auftrages und von diesem Doppelblick aus unverdrossen weiterarbeiten. Ich kann so doppelt auf die Natur sehen. Ich werde dann die Schönheit ihrer Gestalten erkennen und gleichzeitig die Grausamkeit ihrer Abläufe. Und ich werde unbeirrt davon in der Natur weiterlesen. Ich kann schließlich so doppelt auf den anderen blicken. Ich werde dann sehen, wie verlassen er ist und ich werde gleichzeitig sehen, welchen Anspruch auf Hilfe er hat; und ich werde von da aus ihm unentmutigt entgegengehen.

In hohen Stellen unserer Dichtung ist diese Doppelheit des Schauens immer wieder ausgedrückt worden. Ich denke an ein Gotthelf-Wort wie etwa dieses: «Ein großes Bauernhaus, welches seit hundert und mehr Jahren im Besitz der gleichen Familie war, und absonderlich, wenn gute Bäuerinnen darinnen wohnten, ist einer Gegend fast, was das Herz im Leibe. Drein und draus strömt das Blut, trägt Leben und Wärme in alle Glieder, ist, was auf hoher Weide eine vielhundertjährige Schermtanne den Kühen, unter welche sie sich flüchten, wenn es draußen nicht gut ist.»

Der rasch überfliegende Leser wird vielleicht in diesem Gotthelf-Satz nur das Heitere hören, nur das vordergründig Positive. Ich glaube, er hat dann nicht richtig gehört. Es ist in diesem Satz zu hören, daß man die guten Bäuerinnen besonders benennen muß; es gibt also offenbar auch andere. Es ist zu hören, daß zwar das Blut viel Gutes herumträgt; aber das Blut kann ja auch Krankheitsstoffe im Körper herumtragen. Und es ist zwar von einer Schermtanne die Rede; aber wenn ein Baum den Namen «Schermtanne» bekommt, dann muß es oft geblitzt haben um ihn herum. In diesem Sinne also höre ich auch eine solche Stelle durchaus in dieser Doppelheit, die ich unter dem Wort «Heiterkeit» verstanden wissen möchte.

Und nun stellt sich für uns die zentrale Frage: wo sind die *Quellen* für eine solche Heiterkeit? Sollen wir vielleicht in der Unbestechlichkeit der Forschung nachsehen, ob wir da heiter werden möchten? Also beim *Wissenschaftler?* Denken Sie an ein Beispiel: der Astronome erklärt uns mit Gewißheit, daß unser Milchstraßensystem, dem wir angehören, wirklich auch ein Spiralnebel ist; genau so wie diejenigen, die wir in großen Entfernungen mit unseren Beobachtungsinstrumenten sehen können. Damit ist eine befriedigende Ordnung entstanden, aber – ob man da heiter werden kann, das ist sehr fraglich. Staunen kann man, aber von da ist noch ein langer Schritt zur Heiterkeit.

Wir können uns fragen, ob wir nicht besser in der *Klarheit des Nachdenkens* suchen würden nach den Quellen der Heiterkeit, also beim Philosophen. Ich zitiere eine Stelle von Pascal: «Wenn ich die kurze Dauer meines Lebens betrachte, eingespannt in eine Ewigkeit vor mir und in eine Ewigkeit nach mir; wenn ich an den winzigen Raum denke, den ich erfüllen und überschauen kann, verloren in der Unendlichkeit unzähliger Räume, die ich nicht kenne, und die mich auch nicht kennen: dann er-

schrecke ich, und dann staune ich, daß ich eher hier bin als dort; denn es gibt keinen Grund dafür, eher hier zu sein als dort, eher jetzt zu existieren als anderswann. Wer hat mich da hineingestellt? Durch wessen Plan und Führung sind dieser Ort und diese Zeit mir bestimmt?» Wir hören die Ungewißheit, die aus diesen Zeilen spricht; und aus Ungewißheit heraus kann ich auch nicht heiter werden.

Es wäre schließlich, nur damit man nichts ausläßt, zu fragen, ob die Heiterkeit etwa in unserer *Weltlage* begründet sein könnte. Beispielsweise in der wirtschaftlichen Hochkonjunktur. Sie wissen natürlich alle so gut wie ich, daß eine Hochkonjunktur etwas sehr Labiles ist; und daß darüber hinaus die wirtschaftliche Sicherheit uns ja in keiner Weise schützt vor der Krankheit an sich, vor dem Mißtrauen unter den Menschen und vor dem menschlichen Versagen. Wir wollen nur noch als Randerscheinung einen Nebenblick werfen auf die weltpolitische Lage. Sie wissen, daß vor einigen Tagen erfahrene, mit Verantwortung beladene Männer in Genf um die Formen von Tischen gestritten haben. Ein oberflächlicher Beobachter könnte daraus einen Anlaß zur Heiterkeit entnehmen. Wenn sie daran denken, daß hinter diesem Streit um rund oder eckig die Drohung der Vernichtung oder das Versprechen der Erhaltung verborgen ist, dann haben wir gar keinen Grund, darüber heiter zu sein; wir haben dann eher Grund, in Angst zu geraten.

Meine Umschau nach den Quellen der Heiterkeit ist also ergebnislos abgelaufen. Und daß das so schlimm aussieht, das hören wir ja immer, wenn wir in irgendeinem Werk lesen, das bewußt auf unsere Gegenwart Bezug nimmt. Ich denke als Beispiel etwa an den großen Roman von Josef Martin Bauer, der sich beschäftigt mit der Gestalt des Kardinals Faulhaber von München. Ich lese aus diesem umfangreichen und höchst interessanten Werk eine einzige kurze Stelle. Sie heißt so: «In den Kellern hatten die dorthin Verbannten Karten des Reiches auf dem Boden liegen und tasteten beim Licht einer abtropfenden Kerze, der vorletzten, mit breit aufgesetzten Händen über die Gebiete hin, die eben jetzt umkämpft wurden. Die Augen schweiften nach dem Gebiet im Westen, und brummige Bemerkungen nannten die Amerikaner und Engländer „miserable Lebensversicherer", weil sie nicht vorrückten, solange sie nicht mit einem vernichtenden Bombenteppich die nächste Etappe ihres Vorrückens zu einem Spaziergang angerichtet hätten. Über die Russen sagten sie nichts. Sie legten nur die Finger nervös auf den westlichsten Punkt, an dem man sie wußte, und schauten sich über die Kerze weg in die Augen, die bange, ungeheuerliche Frage nicht aussprechend: werden sie nicht doch schneller sein als die von Westen her?»

Natürlich; das liegt zurück und wird so nicht wiederkehren. Aber wenn wir die Gesamtlage betrachten, sind wir ungefähr denen im Keller zu vergleichen, nur mit noch viel schrecklicheren Maßstäben. Ich glaube also, wir müssen hier anhalten und feststellen: Heiter-sein ist dem Menschen nicht möglich, solang man ihm nur Ordnung anbietet und Sicherheit verspricht. Heiter wird der Mensch nur dann werden und sein können, wenn er den Sinn erkennt, den *Sinn seines Daseins,* den Sinn des Daseins der andern, und wenn Vertrauen möglich ist. Damit sind wir aber unversehens an die Grenzen dessen gelangt, was der Mensch tun kann.

Ordnung können wir herstellen. Sinn können wir nicht machen; Sinn können wir nur empfangen. Sicherheit können wir versprechen. Aber Vertrauen können wir nicht herstellen; Vertrauen können wir nur verschenken. Beides, Sinn zu empfangen

und Vertrauen zu verschenken, sind Taten größten Mutes; eines Mutes, der so vieles bedarf, daß wir ihn meistens nicht aus eigener Kraft aufbringen.

Es gibt nun, ganz gleichgültig, ob das von uns ernst genommen wird oder nicht, eine Stelle, wo uns der Sinn des Lebens sichtbar gemacht werden soll; wo wir gleichzeitig auch zu grenzenlosem Vertrauen eingeladen sind. Es ist die Stelle, wo der Schöpfer sich offenbart. In dieser Offenbarung höre ich: Ich bin sein Geschöpf. Ich lehne mich auf und werde begnadigt. Ich bin schwach und werde gestärkt. Ich bin zu seinem Reich berufen.

In dieser Botschaft ist die Heiterkeit des Menschen begründet.

Sie ist also begründet nicht bei uns im Diesseits, sondern in jenem jenseitigen Bereich, über den wir uns hüten wollen, zuviel Aussagen zu tun. Ich will aber deshalb, weil es so ist, die Heiterkeit mit einem weiteren Wort ausbauen; ich will sie eine «transzendente Heiterkeit» nennen. Und jetzt bin ich auch besser in der Lage, sie zu beschreiben.

Transzendente Heiterkeit heißt: Abglanz jener Kraft, die schon gesiegt hat, auch wenn die Welt nicht so aussieht. Transzendente Heiterkeit heißt: Abglanz jener Macht, die stets regiert, auch wenn ganz andere zu regieren scheinen. Transzendente Heiterkeit schließlich heißt auch: Abglanz jener Fülle, die schon da ist, auch wenn wir für sie blind und taub wären.

Ich kann aber so diese Heiterkeit nicht nur besser beschreiben, ich kann sie auch *tiefer begründen.* Ich kann sagen: Zu solcher Heiterkeit sind wir aufgerufen, weil das die richtige Antwort ist auf die Verheißungen, die uns gelten.

Es wäre nun zu fragen, wie man sich diese Heiterkeit erwirbt. Ich darf dazu vielleicht einen Satz zitieren, den Campenhausen in Deutschland ausgesprochen hat: «Vielleicht sollte man über Heiterkeit nicht allzu viel reden, denn das dürfte nicht der Weg sein, um sie zu gewinnen und zu behalten.» Wir wollen uns das als Warnung gesagt sein lassen. Und trotzdem ist nun zu bemerken: wenn das Vorige stimmt, dann werden wir zu dieser Heiterkeit nur kommen, wenn wir hören; hören auf das Wort, das nun doch auch etwas ist, was gesprochen wurde. Aber eben: mehr hören als reden.

Wenn wir das zu tun versuchen und wenn das Vorige richtig ist, dann würden wir also beispielsweise nun eine Konkordanz nehmen des Neuen Testamentes, also ein Stellenverzeichnis für alle Wörter, und dort das Wort «Heiterkeit» suchen. Und dann werden wir sehr überrascht sein: es kommt nicht vor. Und wenn wir ähnliche Wörter suchen, werden wir noch einmal die gleiche Entdeckung machen: das ist nicht darin. Heißt das, daß meine Ableitung falsch ist? Ich glaube das nicht, sonst hätte ich sie ja nicht vorgetragen. Ich glaube, daß wir viel besser hinhören müssen, um die Heiterkeit zu merken, die in jenen Texten steckt. Sie kennen natürlich alle den Satz: «Eher geht ein Kamel durch ein Nadelöhr, als daß ein Reicher in den Himmel kommt.» Es ist eine ernsthafte Stelle; es ist die Stelle, wo uns gesagt wird: Solange du mit deinem Herzen bei Dingen dieser Welt verharrst, wirst du nicht in jenes andere Reich eintreten. Aber, würde ich nun sagen, es ist doch auch eine humorvolle Stelle. Ich weiß nicht, ob Sie einmal ein Kamel genau angesehen haben; aber wenn Sie sich das vorstellen, diesen Kamelskopf und diese Nadel davor . . . also ein Stück Heiterkeit ist da schon dabei. Ein Stück Heiterkeit, die nachher zu sagen gestattet:

Bei Gott ist alles möglich.[1] Sobald wir so anfangen zu hören, merken wir, daß dieses ganze Buch voller Heiterkeit ist. Wir merken es dann vielleicht auch an ganz unscheinbaren Orten. Es gibt dort eine Stelle, wo ein Sturm beschwichtigt wird, und wo es dann heißt: «Und es entstand eine große Stille.» Im deutschen Text höre ich hier kaum mehr etwas. Wenn ich den Urtext heranziehe und feststelle, daß dieses Wort für «Stille» oder «Meeresstille» das Wort «*galene*» ist, das nur dort vorkommt im Neuen Testament, und daß dieses Wort verwandt ist mit unserem Wort «Glanz», dann sieht es plötzlich anders aus. Dann verstehe ich, daß dort gesagt wird: das wilde große Meer ist so ruhig geworden, daß es glänzt. Es ist dann uns überlassen zu hören, ob das ein Glanz ist, der uns blendet, oder ob das ein Glanz ist der Natur, die daran teilnimmt an der Freude, daß einer da ist, der ihr Befehle geben kann.

Wir sind bei diesen Überlegungen nun gleichzeitig auf etwas gestoßen, womit ich diese Betrachtung: Was ist nun eigentlich Heiterkeit? zunächst abschließen will. Wir sind darauf gestoßen, daß diese Heiterkeit teilnimmt an einer Erscheinung, die wir im Neuen Testament feststellen. An einer geheimnisvollen Erscheinung: nämlich an der Verborgenheit. Ja, es geht noch weiter:

Diese Heiterkeit ist nicht nur verborgen, sondern schließt auch Leiden ein.

So wie es Kierkegaard einmal gesagt hat: Heiterkeit weitet den Raum des Erlebens, so daß «bei jeder neuen Widerwärtigkeit nicht allein die Saiten unbeschädigt bleiben, sondern noch eine Saite mehr in das Saitenspiel kommt». Es ist noch etwas anderes sichtbar geworden: Heiterkeit – so verstanden – muß etwas sein, was *durchgreift*. Sie muß von oben her bis zu uns hinunter durchgreifen, bis in unseren Alltag, bis in unser ganz gewöhnliches Alltagsleben hinein. Hier und jetzt muß diese Heiterkeit Gestalt gewinnen. Und damit komme ich zum letzten Teil meiner Ausführungen.

Ich möchte versuchen zu zeigen, in welcher Weise diese Heiterkeit Gestalt gewinnen kann; ich will also versuchen, sie ein Stück weit gewissermaßen herauszuziehen in unsere direkte Umwelt hinein. Das erste, was ich erwähnen möchte als Erscheinungsform der Heiterkeit – jetzt werden Sie vielleicht etwas erstaunt sein – wäre für mich die *Zuverlässigkeit*. Daß man zur rechten Zeit am rechten Ort ist und dabei das ausführt, was man versprochen hat, das wäre nach meiner Meinung ein *erstes Merkmal für einen heiteren Menschen*. Sie wissen alle, daß das äußerst schwer ist. In jeder Hinsicht. Wir sehen natürlich die Schwierigkeit immer bei den Schülern. Aber sie ist natürlich vollständig allgemeiner Art. Sie haben ein sehr gutes Beispiel gegeben heute dafür, daß das auch in Ordnung sein kann, denn der Zeitplan ist mit einer ganz erstaunlichen und durchaus nicht selbstverständlichen Pünktlichkeit eingehalten worden. Ich darf das um so ruhiger feststellen, als ich immer in Gefahr bin, länger zu reden als ich vorgesehen hatte.

Ich würde zu dieser Zuverlässigkeit nun noch etwas ganz besonderes zählen. Nämlich: *Sorge tragen zur Sprache*. Also keine Kraftausdrücke brauchen. Ich muß ja das hier wohl kaum besonders hervorheben; ich müßte ein anderes Publikum haben,

---

[1] Die bekannte Erklärung mit der Nebenbedeutung «kleines Stadttor» für Nadelöhr halte ich für einen der untauglichen Versuche, an der Radikalität der neutestamentlichen Texte vorbeizuhören.

um mit diesem Appell ins Schwarze zu treffen. Keine Kraftausdrücke brauchen, die aus Respektlosigkeit und Ohnmacht zusammengesetzt sind.

Aber nun ebenso sehr – und damit bin ich wieder bei dem Publikum, das hier ist – keine Verkleinerungsformen brauchen, keine Diminutive, die das andere nun wirklich kleiner machen; nicht nur das: die andeuten, daß ich das andere für mich besitzen möchte, und damit eine Ausdrucksform des Egoismus sind.

Und – ich fahre weiter –: auch keine Schlagwörter brauchen. Also nicht von der «Dämonie der Technik» reden, wenn man doch weiß, daß die Maschine kein Dämon ist, sondern daß die Dämonen aus unserem Inneren kommen. Und auch nicht über die «moderne Jugend» klagen. Ich denke daran, daß gerade vor einer Woche, auf die Stunde genau, der erste Vorsitzende des Deutschen Altphilologen-Verbandes in Stuttgart gesagt hat: «Was ist denn das mit unserer modernen Zeit, in der unsere Jugend lebt? Es ist eine Zeit, in der die Jugend unter einem Überangebot von Wohlstand verzweifelt nach Glück sucht.» Aber das ist natürlich nichts Neues. Das war immer so. Immer wenn ein Überangebot von Wohlstand vorlag – und das war schon etliche Male so in der Weltgeschichte – hat die Jugend verzweifelt nach Glück gesucht.

Ich fasse schließlich unter die Sorge zur Sprache auch noch das, daß man den Mut haben sollte, das Unangenehme zu sagen, wenn es nötig ist. Was bekanntlich besonders schwer fällt.

Wenn wir in diesem Sinne zuverlässig sind, dann werden wir uns so ja nicht nur beliebt machen, sondern wir werden in Schwierigkeiten hineingeführt. Aber diese Zuverlässigkeit ist die richtige Antwort darauf, daß wir wissen, daß Gott zuverlässig ist.

Ich will als zweites Element der Heiterkeit in unserer Umwelt bezeichnen: das *Ja-sagen.* Ja-sagen zu Ort und Zeit. Also Ja-sagen dazu, daß wir nun einmal in Europa zu Hause sind; also weder den Auftrag haben, Russen, noch den Auftrag, Amerikaner zu werden. Und daß wir in diesem zwanzigsten Jahrhundert vorhanden sind, und es sinnlos ist, immer zu wünschen, es wäre doch besser das 21., weil dann die Automatisation auch das Wohnzimmer und das Schlafzimmer ergriffen hätte. Ja-sagen schließlich zu den Menschen, die wir begegnen, wenn wir an unserem Ort und zu unserer Zeit unsere Aufgabe tun. Und da beginnt nun eine große Gefahr: Die Gefahr, daß wir nämlich immer Funktionären begegnen anstatt Menschen, und daß wir die Begegnung mit dem Menschen gewissermaßen lernen müssen und erklären und erläutern. Daß das nötig ist, beweisen Ihnen die Dichter, die immer wieder in beschwörenden Bildern davon zu uns reden. Ich denke vor allem an ein Werk wie das von St-Exupéry, vor allem an seinen «Kleinen Prinzen», wo die Freundschaft zwischen einem Fuchs und einem jungen Mann geschildert ist. Ich möchte eine Stelle daraus lesen. Der Fuchs spricht: «Mein Leben ist eintönig. Ich jage Hühner. Die Menschen jagen mich. Alle Hühner gleichen einander. Und alle Menschen gleichen einander. Also langweile ich mich ein wenig. Aber wenn du dich um mich sorgst, dann wird mein Leben sein wie von Sonne beschienen. Ich werde ein Geräusch von Schritten kennen, das verschieden sein wird von allen andern. Die anderen Schritte lassen mich unter die Erde verschwinden. Dein Schritt wird mich aus dem Bau locken wie Musik. Und schau nur: du siehst dort unten die Kornfelder. Ich esse kein Brot.

Das Korn ist für mich wertlos. Kornfelder sagen mir nichts, und das ist sehr traurig. Aber du, du hast goldfarbene Haare, und es wird dann wunderbar sein, wenn du dich um mich gesorgt hast. Das Korn, das auch goldfarben ist, wird mich erinnern an dich. Und ich werde das Rauschen des Windes im Korn lieb haben.»

In dieser St-Exupéry-Stelle tritt uns die ganze Macht der persönlichen Begegnung gegenüber.

Aber ich will jetzt nicht in dieser hohen Ebene bleiben. Ich will sogleich ganz ins Einfache gehen. Ja-sagen, das haben wir jetzt gehört, verwandelt den Menschen. Zum Ja-sagen gehört z. B. auch Geschenke machen. Aber natürlich nicht Geschenke, weil ein bestimmter Tag dazu von geschäftstüchtigen Firmen prädestiniert worden ist, so daß dann die Dankespflicht an *einem* Tage auf eine schöne rationale Weise für 364 weitere Tage erledigt werden kann. Sondern Geschenke machen, bei denen es nicht darum geht zu fragen, wieviel haben sie gekostet, sondern wieviel Mühe und Sorge ist auf ihre Auswahl verwendet worden; derart, daß das Geschenk zu dem paßt, der es bekommt und zu dem, der es gegeben hat.

Ja-sagen schließlich noch einmal zu einer ganz besonderen Gruppe von Menschen, nämlich zu den *Kindern*. In dem Sinn, daß man spielt mit ihnen und dabei vielleicht feststellt, daß nicht nur die Kinder lernen müssen, anständig zu verlieren. Ja-sagen aber auch in dem Sinn, daß man die Welt ernst nimmt, die das Kind im Märchen antrifft. In solchem Sinn Ja sagen zu dieser Welt, daß in einem Satz, wie Sie ihn alle kennen, «Froh und frei von aller Last sprang er nun fort, bis er daheim bei seiner Mutter war» – daß in einem solchen Satz gehört wird, daß ja Ungeheures ausgesagt ist; Dinge, die das Kind nicht zu hören vermag, die aber der Erwachsene hören muß, wenn er das zu erzählen sich anschickt. Daß nämlich hier gesagt ist: materieller Besitz ist eine Last; und wenn man es wagt, auf ihn zu verzichten, dann tritt das ein, was bei «Hans im Glück» «froh» heißt; und wenn jemand in dieser Lage ist, dann kann er nach Hause gehen.

Ich darf vielleicht an dieser Stelle noch einmal ein Wort von St-Exupéry hinstellen. Es ist die höchst bemerkenswerte und wahrscheinlich in ihrer Art einzigartige Widmung, die vorne im Buch steht im «Kleinen Prinzen»: St-Exupéry schreibt dort: «Für Léon Werth. Ich bitte die Kinder um Verzeihung, dieses Buch einem Erwachsenen gewidmet zu haben. Ich habe eine gewichtige Entschuldigung. Dieser Erwachsene ist der beste Freund, den ich habe auf der Welt. Ich habe noch eine andere Entschuldigung: dieser Erwachsene kann *alles* verstehn, sogar Kinderbücher. Ich habe sogar eine dritte Entschuldigung: dieser Erwachsene wohnt in Frankreich und hat dort Hunger und kalt. Er hat es sehr nötig, getröstet zu werden. Sollten alle diese Entschuldigungen nicht genügen, so will ich wohl dieses Buch dem Kinde widmen, das jener Erwachsene einst gewesen ist. Alle Erwachsenen sind einmal Kinder gewesen, aber nur wenige unter ihnen erinnern sich daran. Ich ändere also meine Widmung: Für Léon Werth, als er noch ein kleiner Junge war.»

Dieses Ja-sagen wird uns wiederum durchaus nicht nur beliebt machen. Es wird uns wieder in Schwierigkeiten hineinführen . . . Aber es ist die rechte Antwort darauf, daß wir wissen, daß ein anderer Ja gesagt hat.

Lassen Sie mich schließlich noch ein drittes Element erwähnen, ein Element, das wieder zusammenfaßt und höher hinaufführt.

Ich will es bezeichnen mit «Sorglosigkeit»
Sorglosigkeit aus dem Wissen darum, daß die letzten Sorgen nicht *uns* aufgeladen sind. Wir haben nicht den Auftrag, das Weltall zusammenzuhalten. Wir haben nicht einmal den Auftrag, für das Glück unserer Kinder in einer garantiert sicheren Weise zu sorgen. Wir haben auch nicht die Aufgabe, unsere eigenen Tage zu verlängern. Alle diese letzten Sorgen sind uns abgenommen. Wenn wir das wissen, dann kommen wir in die richtige Sorglosigkeit. Diese Sorglosigkeit wird uns dann den Blick frei machen für die *vor*letzten Sorgen, von denen es viel um uns herum hat, nämlich: Eine gewisse Ordnung zu sichern in unserer Umgebung; dafür zu sorgen, daß Kinder um uns herum fröhlich sein dürfen oder fröhlich werden können. Schließlich die Sorge, daß die Zeit, die uns zugemessen ist, und deren Länge wir ja glücklicherweise nicht vorauswissen, von uns sinnvoll benützt wird. Diese vorletzten Sorgen kommen in den Blick, wenn wir die letzten abladen können. Aber weil wir die letzten Sorgen nicht selbst behalten müssen, werden dann auch diese vorletzten etwas anderes: es sind nicht mehr belastende Sorgen, sondern befreiende Aufgaben.

Diese Sorglosigkeit wird uns auch davor bewahren, gegenüber etwas schwer Erträglichem standhaft zu bleiben. Ich meine vielleicht, von Ihnen aus gehört, etwas sehr Merkwürdiges mit dem «schwer Erträglichen». Ich meine nämlich die *menschliche Geltungssucht*. Wir wollen uns kein X für ein U vormachen: in jedem Menschen steckt natürlich der Trieb – ich möchte sagen, bei den Männern bin ich sicher, bei den Frauen etwas weniger sicher, weil ich sie weniger kenne; aber ich würde vermuten, es sei ähnlich, nur in anderer Erscheinungsweise – es steckt in jedem der Trieb, auf die Bühne zu treten und da etwas aufzuführen, in einer Stimmung, die aus Angst und Stolz im Hinblick auf den Beifall zusammengesetzt ist. Und ich denke dabei nicht etwa an die deutlich sichtbaren derartigen Menschen, ich denke wirklich an alle. Das ist uns oft genug gesagt worden.

Erinnern Sie sich daran, was Robinson als etwas vom ersten tut, wenn er auf seiner Insel ankommt: er nimmt einen Pfahl, schreibt eine Tafel, hängt sie daran, darauf steht: «Hier bin ich, Robinson Crusoe, geboren den soundsovielten, gelandet am soundsovielten». Der Franzose sagt: «Il a marqué son passage».

Ich glaube, es ist Sorglosigkeit und Heiterkeit nötig, um da dabei zu bleiben. Man muß also heiter genug sein, sich zu denken, wie dumm eine solche Tafel dasteht, wenn zufälligerweise niemand herum ist, um sie zu lesen. Das ist die eine Hilfe, die uns von der Sorglosigkeit geleistet wird. Es gibt aber noch eine andere, die möchte ich an den Schluß stellen.

Die Sorglosigkeit bringt uns in die Nähe dessen, was wir «Freiheit» nennen. Vor allem Freiheit des Hörens und Freiheit des Sehens.

In der berühmten Geschichte von Stifter, «Bergkristall», sitzen zwei verirrte Kinder hoch droben am Rand eines Gletschers. Sie sind vom Erfrierungstode bedroht, aber sie werden gerettet. Wie? Stifter läßt die Kinder hören, wie der Gletscher lärmt in der Nacht, und er läßt sie sehen, wie eine Art Nordlicht über den Himmel zieht. Durch das Sehen und das Hören sind sie wach gehalten worden und sind darum nicht umgekommen. Bei uns dürfte es ähnlich sein. Durch das Sehen und das Hören werden wir wach gehalten; wir werden dadurch gestärkt, und aus dieser Stärke fließt die Bereitschaft zum Dienst.

Ich will das alles einmal zusammenzufassen suchen in einem einzigen Satz:

Weil er sich – und zwar ernst – um mich sorgt, darum darf ich mich – aber nun heiter – um die andern sorgen.

Meine sehr verehrten Damen, ich habe wahrscheinlich nun doch viel zu viel über Heiterkeit gesprochen, und Herr Campenhausen würde mit bedenklichem Stirnrunzeln zugehört haben. Man kann ja wirklich niemanden heiter machen dadurch, daß man davon spricht. Aber ich glaube, eine kluge Besinnung könnte doch bewirken, daß immer wieder einige von uns von den gewöhnlichen Menschen übergehen zu den außergewöhnlichen. Und zwar will ich diese beiden Wörter in der bereits bekannten Fassung verstanden haben:

Der gewöhnliche Mensch ist derjenige, der immer auf das Außergewöhnliche wartet, das nie kommt. Und der außergewöhnliche Mensch ist der, der weiß, daß das Außergewöhnliche längst gekommen ist. Die gewöhnlichen und die außergewöhnlichen Menschen werden immer wieder Hindernisse antreffen, vielleicht die außergewöhnlichen noch mehr als die andern. Aber diese Hindernisse sollen zum mindesten für die Außergewöhnlichen, hoffentlich auch für einen Teil der andern, nicht Anlässe zum Stehenbleiben, nicht Anlässe zum Stolpern sein, sondern zum Sichabstützen und Gekräftigtwerden. An den Hindernissen kann jemand getröstet werden, und er kann so zu einem Menschen heranwachsen, der für die andern selbst Trost bedeutet.

Ich darf vielleicht aus dem bedeutendsten Roman des letzten Winters aus Deutschland, aus Gerd Gaisers «Schlußball», eine Stelle lesen, die uns das beleuchtet. Das lahme Mädchen spricht: «Ich weiß nicht, ob die Nacht oder das Gras oder die Bäume einen trösten können, wenn man in Unruhe ist. Mich selber tröstet die Nacht manchmal, oder auch der Nußbaum in meinem einen Fenster, der soviel älter ist als ich und den es noch geben wird, wenn ich selbst längst nicht mehr da bin. Mich tröstet manchmal ein Streifen am Himmel, ein bißchen Sonne, das bald schwinden wird auf dem Gesims.» Daß unser Leben ein Nichts ist, verglichen mit der Dauer von Wald und Berg, daß der rasche Lichtstreif auf dem Fenstersims ein Nichts ist, verglichen mit Dauer und Auftrag unseres Lebens – in diese Spannung hinein wirkt die Heiterkeit, zu der wir berufen sind. In dieser Spannung macht diese Heiterkeit uns zu Wanderern, zu Wanderern zwischen Geburt und Tod, zwischen Schöpfung und Erlösung; zu Wanderern, die, obschon noch arm, doch schon reich sind, wie der Wanderer im Lied von Otto von Taube:

Gottes sind die Stege,
Gottes sind die Straßen,
Wandrer, allerwege
Bist du unverlassen:

Überall, wo Leute
An den Straßen wohnen,
Morgen, wenn nicht heute,
Wird dein Gruß sich lohnen.

Überall, wo Leute
Auf den Straßen wandern,
Morgen, wenn nicht heute,
Findest du den andern.

Grüße nur im Namen
Dessen, der dich führet,
Und dann wird dir – Amen –
Alles, was gebühret.

Diplomierungskommission des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins

Jahresbericht 1958/59

Die Diplomierung 1958/59 ist zum Abschluß gekommen, und ich möchte in erster Linie den Kantonalvertreterinnen landauf und landab bestens danken für ihre mir von neuem bewiesene Zuverlässigkeit und für ihre ganz beträchtliche Arbeit in dieser Angelegenheit.

Wir sind mit 778 Anmeldungen gleich hoch wie im vergangenen Jahr (777), was sehr erfreulich ist und von einer gewissen Beständigkeit zeugt. In dieser Zahl sind die 54 Empfängerinnen und Empfänger von Ehrengaben des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins inbegriffen, die Dienstjahre von 30 bis 60 Jahren bei der gleichen Familie aufzuweisen haben.

40 bis 60 Jahre arbeiteten in der gleichen Stelle:

Aargau:	40	Jahre	Frl. Anni Soland, bei Frau Dr. K. Siegfried, Zofingen
	43	»	Frl. Mina Jungen, bei Frau Dr. L. Siegfried, Zofingen
Basel-Land:	40	»	Frl. Margarete Brüderlin, bei Frau A. Scholer-Mohler, Liestal
Bern	40	»	Frl. Rosa Schertenleib, bei Fam. G. Krebs-Zwahlen, Thun
	40	»	Frl. Emma Kißlig, bei Fam. Le Grand, Thun
	40	»	Frl. Rosetti Althaus, b. Fam. Heiniger-Oberli, Langnau
	40	»	Frl. Marie Moser, bei Frl. A. Schüpbach, Oberdießbach
	40	»	Frl. Marie Tschanz, bei Frau M. Gribi-Ammann, Bern
	40	»	Frl. Bertha Haueter, bei Frau M. Berger-Schüpbach, Bern
	50	»	Frl. Louise Minnig, bei Herrn Joh. Janzi, Boltigen i. S.
Graubünden:	40	»	Frl. Rosalie Fetz, Rätisches Volkshaus, Chur
	40	»	Herr Johann Gotsch, Lyceum Alpinum, Zuoz
Luzern:	45	»	Frl. Anna Knisel, bei Frau Dr. G. Schaller-Stoffel, Luzern
Schwyz:	45	»	Herr Josef Dettling, bei Franz Röthlin-Marty, Altendorf
Solothurn:	44	»	Herr Jakob Blumenstein, bei Frau G. Frey-von Vigier, Wilihof
St. Gallen:	40	»	Frl. Ida Bleiker, bei Herrn A. Edelmann, Ebnat
	40	»	Frl. Ida Fackler, Töchterheim Friedberg, St. Gallen
Waadt:	43	»	Frl. Madeleine Schafroth, bei Fam. Eugène Rochaz, Romainmôtier
	54	»	Mlle. Erminia Lombardo, bei J. A. Vauthier, Veytaux-Chillon
Zürich:	40	»	Herr Gottfried Ziörjen, bei Frau M. Frey-Landis, Richterswil
	40	»	Frl. Frieda Lins, bei Fam. E. Ammann, Zürich 6
	41	»	Frl. Christine Fischer, bei Frau E. Gagg-Oberer, Uerikon
	50	»	Frl. Albertine Wild, bei Fam. P. Hotz-Küderli, Bubikon
	60	»	Frl. Marie Schwerer, bei Frl. L. Sulzer, Zürich 8

Interessant ist auch, zu konstatieren, daß von rund 750 Angemeldeten 457 Schweizerinnen und 82 Schweizer anzutreffen sind, während Deutschland 83 weib-

liche und 2 männliche Hausangestellte bei uns hat und Österreich mit 42 resp. 1, Italien mit 71 resp. 4 und Frankreich, Jugoslawien und Holland zusammen mit 6 weiblichen und 2 männlichen Angestellten vertreten sind. Naturgemäß sind an der Nord- und Nordostgrenze von Basel bis zum Bodensee die deutschen Angestellten gut vertreten, während die anderen Nationen über die ganze Schweiz verteilt anzutreffen sind.

Außer unseren 778 treuen Angestellten sind auch vom Zürcher landwirtschaftlichen Kantonalverein allein im Kanton Zürich 150 Personen durch Auszeichnungen geehrt worden – in anderen Kantonen wird das ja wohl auch so gehalten werden –, und auch der Katholische Frauenbund ehrt treue Angestellte, so daß wir immer wieder mit Genugtuung konstatieren dürfen, daß auch heute noch weit herum Treue und Ausdauer und gegenseitiges gutes Einvernehmen keine Seltenheit sind.

Für Frau Wildberger in Chur betreute Fräulein Anna Lenggenhager zum erstenmal die Diplomierung. Frau Wildberger hat während vieler Jahre mit Freude und Hingebung sich der Sache angenommen, und wir möchten ihr recht von Herzen dafür danken.

Frau Luginbühl in Thun wünscht die Arbeit auch in jüngere Hände zu übergeben und konnte Frau Ryser-Schwarz, Wiesenstraße 1, Thun, für unsere Arbeit gewinnen. Frau Luginbühl hat in all den Jahren eine sehr große Arbeit geleistet, zählt doch Bern-Land zu jenen Landesteilen, die außer Zürich am meisten Anmeldungen zur Diplomierung aufzuweisen haben. Frau Luginbühl möge unseres herzlichen Dankes versichert sein, und ihrer Nachfolgerin wünschen wir viel Freude zur übernommenen Arbeit.

Schaffhausen hat auch gewechselt, indem Frau Deggeller-Bührer die Arbeit der Diplomierung an Frau A. Hitz übergeben hat, die sich mit viel Geschick in das neue Amt eingelebt hat.

Für die Diplomierungskommission: *E. Held-Frey*

«Zentralblatt»-Abonnement und Mitgliedschaft

Um gelegentlich auftauchende Mißverständnisse aufzuklären, möchten wir festhalten, daß das «Zentralblatt»-Abonnement nicht automatisch die Mitgliedschaft in der Sektion des Wohnortes oder eines andern, dem Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein angeschlossenen Frauenvereins bedeutet. Wenn deshalb eine Abonnentin aufgefordert wird, einem unserer Frauenvereine beizutreten, so freut es uns, wenn sie sich vom Grundsatz leiten läßt: das eine tun und das andere nicht lassen.

Zentralvorstand und Redaktion

Mitteilungen der Sektionen

Sektion Bern. Donnerstag, 3. Sept., abends 20 Uhr im Berta-Trüssel-Haus, Fischerweg 3, Vortrag von Fräulein Dr. theol. Dora Scheuner: «Die politische Verantwortung der christlichen Frau.»

Auf Verlangen von Mitgliedern, Donnerstag, 17. Sept., Besuch des Kinderheims «Blumenhaus» in Buchegg. Abfahrt Bahnhof-Transit 13.45 Uhr. Schriftliche Anmeldung bis zum 15. Sept. bei Frau M. Dällenbach, Sagerstraße 6, oder Frau J. Weyermann, Sagerstraße 2.

53. Jahresbericht der Gartenbauschule für Töchter, Niederlenz, Aargau

Schuljahr 1958/59

I. Bericht der Betriebskommission

1. Schülerinnen. Am 8. April 1958 traten 15 Schülerinnen, eine stattliche Schar wie seit Jahren nicht mehr, in die 1. Klasse ein. 3 Schülerinnen hatten sich lediglich für einen Jahreskurs verpflichtet.

10 Töchter der 3. Klasse bestanden mit Erfolg das Abschlußexamen. Es sind das:

Berger Kathia	Kägi Johanna
Bächli Jacqueline	Miesch Erika
Baumann Ursula	Schäfer Dora
Jakob Käthi	Schoch Verena
Jurt Annarös	Siegenthaler Käthi

2. Lehrerschaft. Mit Ablauf dieses Betriebsjahres hat Fräulein Elsa Günther, Gartenbaulehrerin in Aarau, nach 48jähriger Tätigkeit als Methodiklehrerin an unserer Schule demissioniert: ein Ereignis, das wahrlich besonderer Erwähnung und besonderen Dankes würdig ist. Fräulein Günther war Schülerin des ersten Jahreskurses der vor 52 Jahren gegründeten Gartenbauschule Niederlenz. Sie hat seit ihrem Lehrabschluß unserer Schule unverbrüchliche Treue gehalten, stets geholfen, wo Hilfe und Rat nötig waren, und unermüdlich für Schule und Gärtnerinnenberuf geworben. Sie war in ihrer überlegenen, mütterlichen Art so recht der gute Geist und hat – obwohl in aller Bescheidenheit im Hintergrund stehend – die Geschicke der Gartenbauschule seit deren Gründung entscheidend mitbestimmt. Betriebskommission und Lehrerschaft danken Fräulein Günther – gewiß auch im Namen aller ehemaligen Schülerinnen – aufs herzlichste für all das, was sie für unsere Schule im Verlaufe dieser fast fünf Jahrzehnte durch persönlichen Einsatz und Vorbild getan hat.

Veranstaltungen

Allgemeines. Unsere Schule stellte in bescheidenem Rahmen an der Saffa aus, wobei das Hauptgewicht auf die Darstellung des Ausbildungsganges und die fraulich Eigenart des Gärtnerinnenberufs gelegt worden ist.

Schulreise. Die diesjährige Schulreise führte ins Engadin (Bernina-Hospiz–Alp Grüm–Piz Languard–Pontresina–St. Moritz–Piz Nair).

Exkursionen. Gärtnerei Haller, Brugg; Saffa, Zürich; Tagung der Gartenbauproduzenten in Bern; Baumschule Zulauf, Schinznach-Dorf; Rosenschau in Hägglingen.

Filmvorträge. Reise durch Schweden bis nach Lappland (Frl. R. Hüttinger und Frl. R. Süßtrunk); Schweizerische Naturschönheiten (Herr Ruoß).

Wie üblich bot Frl. Dr. Schmid in Aarau während des Wintersemesters Einblick in das Schaffen verschiedener, vorwiegend zeitgenössischer Schriftsteller.

3. Anschaffung und bauliche Verbesserungen. Wieder wurden, in konsequenter Fortführung einer Planung auf mehrere Jahre, verschiedene bauliche Verbesserungen vorgenommen. Die Büromöbel wurden überholt, Wohnzimmer und Büro frisch gestrichen, die Waschräume neu instand gestellt, der Gartenhag und das Balkongeländer entrostet und frisch gestrichen. Mit diesen bescheidenen Verbesserungen am Äußern ist nunmehr die Außenrenovation gänzlich abgeschlossen. Haus und Garten präsentieren sich recht hübsch und sind der Stolz aller, die sich mit der Schule verbunden fühlen.

4. Betriebskommission. Auch in den Reihen der Betriebskommission liegt eine Demission vor. Nach langjähriger, sehr verdienstlicher Mitarbeit ist Frau Dr. Rohr-Rothpletz, Zürich, aus dem Zentralvorstand und damit auch aus unserer Kommission altershalber zurückgetreten. Wer die fröhliche, temperamentvolle Art von Frau Dr. Rohr kannte, glaubt kaum, daß sie aus diesem Grunde einer jüngeren Kraft Platz machen wollte. Frau Dr. Rohr war in unsern Reihen ein sehr gern gesehenes Mitglied. Die Kommission schätzte ihre frische, gerade und unverblümte Art. Wir danken Frau Dr. Rohr an dieser Stelle noch einmal recht herzlich dafür, daß sie unserer Schule durch alle Fährnisse so kompromißlos zugetan war. An ihrer Stelle wurde im Verlaufe des Betriebsjahres als Vertreterin des Zentralvorstandes Frau H. Bütler, Olten, als neues Mitglied in unsere Kommission gewählt. Wir heißen Frau Bütler recht herzlich willkommen.

5. Allgemeines. Der Zentralvorstand des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins hat durch verschiedene Beiträge und andere Gesten einmal mehr sein Wohlwollen für und seine Verbundenheit mit der Gartenbauschule bewiesen, was Kommission und Lehrerschaft mit bestem Dank nachdrücklich festhalten möchten.

Für die Betriebskommission
Der Präsident: Dr. *P. Schaub*

II. Bericht des Gartenbaulehrers

Nasse und warme Tage, richtiges Tropenklima, charakterisierten während Wochen den letzten Sommer. Seit dem Jahre 1942 war der Verbrauch an Gießwasser nie mehr so klein gewesen. Diese Erscheinung wirkte sich in der Natur durch sehr starkes Wachstum aus, vor allem bei den Gehölzen. Aber auch die überreiche Obsternte und das Auftreten von verhältnismäßig wenig Schädlingen waren auf das Wetter zurückzuführen.

Auch bei uns hatten wir alle Mühe, daß möglichst wenig Obst, vor allem von den frühen und mittelfrühen Sorten, zugrunde ging. Große Mengen wurden gedörrt und teilweise auf diese Art oder auch frisch für die Bergbevölkerung abgegeben.

Infolge des schlechten Verkaufes des Wintergemüses im Winter 1957/58 wurde für die Anpflanzung des Sommers 1958 – gegenüber den Vorjahren – nur ein kleiner Teil der Setzlinge bestellt, was für uns einen erheblichen Ausfall bedeutete.

Mit wenig Ausnahmen waren unsere Kulturen gut bis sehr gut.

Der Verkauf des Gemüses war besser als im Vorjahr. Ebenso war der Verkauf von Topfpflanzen zufriedenstellend. Für die Saffa wurden größere Posten Topfpflanzen und Sommerflor angezogen und geliefert.

Von den im Sommer 1957 durch die Schülerinnen veredelten Rosen sind ungefähr 60% gewachsen. Im Herbst wurden sie ausgemacht und für die Pflanzung des neuen Rosengartens eingeschlagen. Bei der Abräumung der alten Rosen wurden die besten Pflanzen im Quartier der Schnittrosen in die Lücken gesetzt. Im Januar begannen wir mit dem Austausch der Erde vom Rosengarten und Gemüseblock. An beiden Orten wurde die Erde 50 bis 80 cm tief ausgehoben. Damit kam die Erde, die über 20 Jahre mit Rosen bepflanzt war, in den Block, wo künftig Gemüse und Chrysanthemen darauf gepflanzt werden, und die Erde aus dem Block in den Rosengarten. Auf beiden Seiten wurden je zirka 100 m³ Erde ausgehoben. Zur Bedeckung des Bodens zwischen den Rosengruppen wurden verschiedene Stauden benötigt, welche wir im Laufe des Jahres für diesen Zweck vermehrten.

Wie im Vorjahr, wurden während des Sommers weitere Rosen veredelt. Diese sollen dazu dienen, ein neues Quartier für Schnittrosen zu erstellen.

Auch an den veredelten Obstbäumen wurden noch die letzten Nachveredlungen ausgeführt. Im Zuge der Verbesserung unseres Obstsortimentes entfernten wir einen Teil der alten Spalierbäume. Es waren durchwegs frühreife Sorten, die nicht gelagert werden können. An deren Stelle wurden einjährige Veredlungen von guten Lagersorten gepflanzt.

Im Winter wurden verschiedene Wegverbesserungen ausgeführt.

Niederlenz, den 10. April 1959. *H. Ochsé*

Wahrer Dienst am Volk

Vor uns liegen drei Jahresberichte, die das gemeinsam haben, daß sie über einen gleichen Auftrag dem Volksinteresse gegenüber berichten und eigentlich eher hübsch bebilderte Erinnerungsbücher sind. Das Saffa-Jahr hat ihnen nämlich Gelegenheit gegeben, weit größeren Kreisen, als dies sonst üblich ist, ihre Tätigkeit bekannt zu machen.

Da ist einmal der Jahresbericht des *Schweizer Verbandes Volksdienst Soldatenwohl.* Wer würde sich nicht an sein alkoholfreies Selbstbedienungsrestaurant am Ende der «Linie» erinnern, sei es, daß er glücklich hineingelangte, über die nötige Geduld verfügte, um das durch Warten zu verdienen, oder daß er wenigstens den bedauernden Blick eines nicht in Erfüllung gelangten Wunsches zurückließ! Dieser zusätzliche Betrieb bedeutete für den Verband eine sehr große Belastung, aber der Erfolg stellte damit eine nicht alltägliche Gabe an Organisationstalent unter Probe. Wer gelegentlich bei Betriebsbesichtigungen die Wohlfahrtshäuser aufgeschlossener Unternehmungen besucht, kann nicht umhin, zu bemerken, wie der Arbeitgeber über diesen Zweig seiner Fabrik ganz besonders stolz ist. Dort wird nicht zuletzt oft ein großer Beitrag an ein günstiges Arbeitsklima geschaffen. Der Verband Volksdienst hat wieder sechs neue Wohlfahrtseinrichtungen übernommen, und andere sind vergrößert worden. Aber auch seine ursprünglichste Aufgabe, die Soldatenstuben, wird nicht vergessen. 78 FHD sind als Leiterinnen besonders ausgebildet und erfüllen damit die bald 50jährige Aufgabe der Schweizer Soldatenmutter.

Der Verband übernimmt aber auch die Beratungs- und Fürsorgestellen, die gelegentlich durch eine Interessengemeinschaft verschiedener Firmen entstehen. Zurzeit haben sich rund 50 Firmen zu 13 solchen Stellen zusammengeschlossen. Dadurch wird es ermöglicht, dieser segensreichen Arbeit auch in Betrieben, die zur Anstellung einer vollamtlichen Fürsorgerin zu klein sind, Eingang zu verschaffen. Der Volksdienst leistet hier einen beachtlichen Beitrag zum Arbeitsfrieden; es liegt ihm aber auch daran, seine in dieser Arbeit eingesetzten Fürsorgerinnen immer wieder zur Weiterausbildung zusammenzurufen. Was alles für Fragen an eine solche Fürsorgerin herantreten, kann der, der selber auch eine Beratungsstelle betreut, wohl am besten beurteilen. Ebenso wie die Probleme oft rein menschlich, dann wieder vorwiegend juristische sind, ist die zu leistende Hilfe manchmal ideell, dann wieder materiell. Es wird aber immer ein Posten sein, der mit seiner Trägerin steht oder fällt.

Woher nimmt der Verband denn nur immer den Personalnachwuchs? Wenn er auch, wie alle Arbeitgeber, mit den nur zu bekannten Schwierigkeiten des Arbeitsmarktes zu rechnen hat, so ist es doch recht bedeutsam, wenn festgestellt wird, daß im letzten Jahr 114 Wiedereintritte früherer Mitarbeiter vermerkt werden durften. Der Verband Volksdienst legt ganz besonderes Gewicht auf die dem Personal zur Verfügung gestellten Wohnungen, und wir freuten uns, festzustellen, daß er sich hier von den gleichen Erkenntnissen leiten läßt wie eine für ihre Schülerinnen und Schwestern besorgte Spitaloberin.

Uns scheint, unsere Frauenvereine sollten sich über die Bestrebungen des Volksdienstes und die vielen Arbeits- und Aufstiegsmöglichkeiten, die nach einer sorgfältigen Ausbildung geboten werden, noch häufiger orientieren lassen. Es kann dies durch einen bei der Zentralstelle, Neumünsterallee 1, Zürich 32, angeforderten Vortrag, der unentgeltlich durchgeführt und mit zwei eindrücklichen Filmen, «Frohes Dienen» und «Lotti in Schweden», belebt wird, geschehen.

Der *Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften* hat bekanntlich an der Saffa das mit fast 700 – wir können wohl sagen besetzten – Sitzplätzen ausgestattete alkoholfreie Restaurant geführt. Der Umsatz überstieg 951000 Fr., und nachträglich vernehmen wir mit Interesse, daß Glace und Patisserie vom «Seidenhof», die Kuchen aus dem «Volkshaus» und die 10000 kg Pommes frites aus dem «Karl dem Großen» stammten. Ungleich dem Selbstbedienungsrestaurant des Volksdienstes, das über eine günstige Zufahrt verfügte und dadurch viel Vorgekochtes beziehen konnte, mußte die alkoholfreie Wirtschaft sonst alles an Ort und Stelle zubereiten, was natürlich erhebliche Installationskosten bedeutete. Außer den drei oben genannten Betrieben führt der Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften auf Zürcher Gemeindeboden noch zwei andere Hotels und dreizehn weitere Restaurants. Fortschrittlich stellt er diese auch der in neuem Rahmen erfaßten Aufgabe, Jugendliche ohne Alkoholgenuß zu Tanz und Unterhaltung zusammenzuführen, zur Verfügung.

Auch in dieser Organisation bestehen Ausbildungsmöglichkeiten für Vorsteherinnen und Personal. Wer sich näher mit dieser Frage abgeben möchte, wird durch das Vereinssekretariat, Dreikönigstraße 35 in Zürich 2, eingehend orientiert.

Auf 40 Jahre Tätigkeit darf die *Schweizerische Stiftung zur Förderung von Gemeindestuben und Gemeindehäusern* zurückblicken. Sie ist all den vielen Betrieben im Land

herum ein unentbehrlicher Rückhalt. Wie oft kann doch vermieden werden, selber wieder die gleichen Erfahrungen und Rückschläge durchzumachen, wenn man, gestützt auf diejenigen anderer Betriebe, beraten werden kann! Der Wille, eine Gemeindestube zu gründen, muß oft durch lange Jahre hindurch, die mit großen Hindernissen ausgefüllt sind, wachgehalten werden. Oft sind es ein Gemeindestubenverein, dann wieder ein Frauenverein oder eine Kirchgemeinde, die Träger des Werkes sind. Es dürfte kaum eine Gemeindestube geben, deren Gründung nicht zuerst auf starken Widerstand stieß. Aus den der Stiftung zugegangenen Betriebsberichten heben wir ganz besonders die Folgen der Arbeitszeitverkürzungen hervor: Über Mittag ist die Freizeit eingeschränkt worden, oft hektischer Arbeitsbetrieb wird durch eine ebensolche Essenszeit unterbrochen. Der verlängerte Feierabend gestattet es vermehrt, das Arbeitszentrum zu verlassen, so daß die Zahl der Abendgäste abnimmt. Die Möglichkeit, am Abend in der Gemeindestube zu lesen oder zu spielen, wird, weil mehr Zeit auch vermehrten Abendprogrammen Raum läßt, weniger häufig benutzt. Die Leitung der Stiftung ist wie kaum jemand berufen, sich der großen Arbeit und Verantwortung der Vorsteherin bewußt zu werden. Nicht umsonst ist die Gestaltung der Arbeitsbedingungen in den der Stiftung angeschlossenen alkoholfreien Betrieben eines ihrer großen Anliegen. Wir freuen uns immer ganz besonders über die Zusammenarbeit, die sich nun durch all die Jahrzehnte hindurch zwischen Stiftung und unsern gemeinnützigen Frauenvereinen immer mehr bewährt und verstärkt hat. *M.H.*

Sinnvoller Kreislauf in der Natur

Immer noch gibt es zum Glück Geheimnisse, die der Mensch dem Naturgeschehen nicht ablauschen konnte. Ohne Lärm, ohne Rauch, ohne Hetze des Alltags erzeugt die Pflanze im Assimilationsprozeß gewaltige Energiemengen. Ohne diese Leistung würde der Mensch trotz seinem großen Wissen an Hunger zugrunde gehen. Aus Kohlensäure und Wasser produzieren die Blattgrünkörner mit Hilfe des Sonnenlichtes Kohlenhydrate, wie Stärke und Zucker. Bei deren Zerfall, d. h. bei Verbrennung im menschlichen oder tierischen Körper, sichtbarer Verbrennung durch Feuer oder unsichtbarer Verbrennung bei der Verrottung im Komposthaufen, ist die sich entwickelnde Wärme nichts anderes als freigewordene Sonnenenergie. Auch wenn wir in unserem Garten einen guten Kompost verwenden, wird die aus den Humussubstanzen freiwerdende Kohlensäure von den Pflanzen erneut verwertet, also wiederum assimiliert. So ist aller Auf- und Abbau in der Natur zweckbedingt. Daraus ist leicht zu erkennen, wie vorteilhaft es ist, einen Boden regelmäßig mit Kompost – dem idealen Humusspender – zu versorgen. Es lohnt sich also, die Gartenabfälle sorgfältig zu kompostieren, etwas Torf beizufügen und ein gutes Kompostierungsmittel, wie Composto Lonza, nicht zu vergessen. So erzielt man einen ausgezeichneten Kompost mit hohem Gehalt an Nähr- und Dauerhumus. L.

Der Generalbericht ist in Vorbereitung. Wir bitten die Sektionen dringend, allfälligen Präsidentinnenwechsel, wenn weder der Buchdruckerei Büchler noch der Zentralpräsidentin gemeldet, umgehend Frl. M. Waßmer, Elfenauweg 35, Bern, mitzuteilen. Wir danken zum voraus.

Haushaltungsschule und Hauspflegerinnenschule der Sektion Bern

des Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenvereins, Fischerweg 3

Winterkurs

Halbjahreskurs, Beginn 2. November 1959. Dauer 5 Monate. Zweck der Schule: Ausbildung junger Mädchen zu tüchtigen wirtschaftlich gebildeten Hausfrauen. Der Besuch dieser Kurse **befreit** von der obligatorischen Fortbildungsschulpflicht. In Bern wohnhafte Töchter können auf Wunsch **extern** aufgenommen werden.

Hauspflegerinnenkurs

Kursbeginn: 1. Oktober 1959. Dauer 1 Jahr, wovon 4 Monate im Internat und 8 Monate extern in Praktika in Kinder-, Alters-, Krankenheimen und in der Hauspflege. Mindestalter 23 Jahre.

Kursbeginn: 1. Februar 1960. Dauer 1½ Jahre, wovon 8 Monate im Internat und 10 Monate extern in Praktika. Mindestalter 19 Jahre.

Auskunft und Prospekte durch die Schulleitung. Tel. (031) 22440.

Vorsteherin

eines alkoholfreien Restaurants oder Hotels zu sein, erfordert gründliche praktische und theoretische Ausbildung in der

Vorsteherinnenschule

Dauer 2 Jahre. Kein Schulgeld. Freie Kost und Logis, Vergütung für Mithilfe im Betrieb. Diplom. Stellen in der ganzen Schweiz. Für erfahrene Berufsanwärterinnen verkürzte Einführung möglich. Prospekte, Auskünfte:

Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften Dreikönigstr. 35, Zürich 2

Hotel-Restaurant

EDEN-ELISABETH

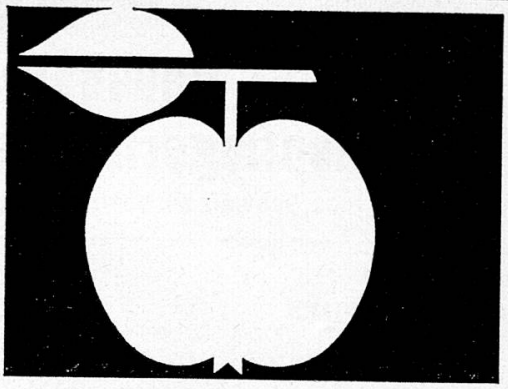
GUNTEN, Thunersee (033) 7 35 12

Für Hochzeiten, Ausflug und Erholung. Sehr milde Lage am See. Aussichtsterrasse, Liegewiese. Gepflegte Küche. Auf Wunsch Diät. Für Erholungsbedürftige empfehlen wir speziell unsere beliebten Stärkungskuren ohne Preisaufschlag. Pension ab Fr. 16.—

Mit höflicher Empfehlung

Familie **R. Zimmermann,** Küchenchef

Verlangen Sie in Ihrem Lebensmittelgeschäft die herrlichen **Weißenburger** Tafelgetränke mit Fruchtsaft: Abrico, Grape-fruit, Erla-Orangeade und Ananas; die Tafelwasser Citron, Himbeer und Orange



OVA Urtrüeb

Ein Markenname bedeutet für die Hersteller die Verpflichtung zu bester Qualität. Verlangen Sie deshalb nicht einfach «Süssmost», denn Sie erhalten zum gleichen Preis die Marken-Produkte OVA-Urtrüeb, naturtrüben Apfelsaft «wie frisch ab Presse», und OVA-Urhell, klargekelterten Apfelsaft «wie frisch vom Baum».

OVA Urhell

Alleinhersteller: Gesellschaft für OVA-Produkte
Affoltern am Albis Tel. (051) 99 60 33

Einzigartiges Erlebnis an beiden Ufern des Sees

Augenweide und Anregung zugleich

Wechselnde Gärten im Wandel der Jahreszeiten, Thematische Gartengestaltung, Parkanlagen und mannigfaltige Blumen-, Baum- und Gemüsegärten in bunter Reihenfolge. Wasserspiele am See.

Sonderschauen Jetzt Schnittblumen, Grün- und Topfpflanzen, Tropische Pflanzen, Gemüse u.a.m.

Industriemesse mit über 100 Ausstellern.

Film- und Vortragsraum: Vorführungen und Demonstrationen.

Originelle Restaurants und Unterhaltungsstätten. Tanz und Attraktionen.

Freilichtaufführung am See ab 4. Juli je abends **«Das Kaffeehaus»** nach Carlo Goldoni

Eintrittspreis Tageskarte für einmaligen Eintritt Fr. 3.30. Ermässigung ab 20 Personen. Abendkarte ab 18 Uhr Fr. 2.—.

Auskünfte Telefon 051/23 86 13 oder 47 21 40

Mit den Limmatbooten ab Landesmuseum beim Hauptbahnhof in die Ausstellung – mit der Gondelbahn oder dem Motorboot über den See.

Gönnen Sie sich eine heilende Badekur im gepflegten

Solbad Schützen Rheinfelden

Pension ab Fr. 18.—

Beerenobst aller Art in bewährten Sorten
Gartenobstbäume früh fruchtbringend
Reben Europäer und Direktträger
Rosen, Ziersträucher, Zierbäume
Koniferen Verlangen Sie die Hauptpreisliste mit Sortenbeschreibungen.
Rosenspezialliste mit farbigen Abbildungen.

Hermann Julauf A.G. BAUMSCHULE SCHINZNACH-DORF
Tel. (056) 4 42 16

Zi bunt

Jutegewebe

für Ihre Wohnung

Erhältlich in Handarbeitsgeschäften

Quellennachweis durch:

ZIHLER AG, BERN

«KORNI FLATBRÖD ist wirklich vorzüglich eine Klasse für sich»

– so schreibt uns der Gründer eines bedeutenden Reformhauses. Der Präsident eines bekannten Gesundheitsvereins urteilt: «KORNI ist wirklich wunderbar.»

Ja, wenn Sie KORNI, dieses hauchdünne norwegische Knäckebrot, ausprobieren, empfinden Sie Begeisterung. Es läßt sich gut bestreichen, ist herrlich knusperig, nie hart (auch vierfach nicht) und schmeckt großartig.

350 g (ca. 95 Scheiben) Fr. 1.70 mit Rabatt. Verschlossen monatelang, geöffnet (in einer Dose) wochenlang haltbar. In Reformhäusern und Reformabteilungen. Vertrieb: A. Müller, L.-Ragaz-Weg 18, Zürich 55.

Wenn in **Bern** dann **Pergola + Daheim**

Restaurant — Tea-Room (alkoholfrei)

vorzüglich gelegen für Besprechungen und Sitzungen. Per Tram nur 3 Minuten vom Bahnhof.

Belpstraße 41 — Tel. (031) 5 91 46

Parkpl. u. Tramhaltestelle (Nr. 3) vor dem Hause

Exklusiver Traubensaft GATTINO

rot, naturrein und fruchtig

Gratismuster oder **Versuchsauftrag** überzeugt und begeistert jedermann

Direktbezug bei **G. Mascioni & Cie., Campascio** GR, Telephon (082) 6 06 05

COMPOSTO LONZA

verwandelt Gartenabfälle, Laub, Torf etc. rasch in besten **Gartenmist**

LONZA A.G. BASEL

AZ
BERN 6

HAUSHALTUNGSSCHULE ZÜRICH

des Gemeinnützigen Frauenvereins Zürich

Koch- und Haushaltungskurse
für interne und externe Schülerinnen

Halbjahreskurse
befähigen zur Führung eines gepflegten Haushaltes, Sommerkurs einschließlich Gartenbau. (Eintrittsalter: 17 Jahre.)
Beginn der nächsten Kurse: ca. 20. Oktober 1959 und Ende April 1960.

Jahreskurse
Gründliche und vielseitige hauswirtschaftliche Ausbildung. Vorbereitung auf die **Hausbeamtinnenschulung** (1. Kursjahr). (Eintrittsalter: 18 Jahre.)
Beginn der nächsten Kurse: ca. 20. Okt. 1959 oder ca. 20. Okt. 1960

Abendkochkurse für Berufstätige.

Prospekte und Auskunft durch die Schulleitung oder das

Sekretariat: Zeltweg 21a, Zürich 7/32, Tel. (051) 24 67 76

KURHAUS Bad Pfäfers

Erfolgreiche **Behandlung** gegen **Rheuma, Zirkulationsstörungen, Lähmungen, Unfallfolgen, Erschöpfungszustände**

Prospekte und Auskunft durch
Dir. O. Lenz Tel. (085) 9 12 60
Leitender Arzt: Dr. med. W. Zinn

VORBEUGEN UND HEILEN

Erholungsheim Sonnenhalde Waldstatt
Appenzell A.-Rh.
bietet Müttern mit oder ohne Kinder sowie Töchtern Erholung zu bescheidenen Preisen. Separates Kinderhaus. Zentralheizung, fließendes Wasser. Von den schweiz. Krankenkassen anerkannt.
Geöffnet von Mitte März bis November
Nähere Auskunft erteilt gerne die Heimleitung Tel. (071) 5 20 53

Hotel Hirschen Sursee
empfiehlt sich den verehrten Frauenvereinen bestens. Große und kleine Lokalitäten. Prima Küche. Große Dessert-Auswahl.
Tel. (045) 5 70 48 **L. Wüest**

Lassen Sie Ihre alten gestrickten
Wollsachen in Lagen kardieren
zu Füllmaterial für Steppdecken, Matratzen, Kissen usw.

Auskunft und Preis durch die Fabrik
Alexander Kohler, Vevey
Telephon 021) 5 17 10